

Silvana De Mari
Der letzte Zauber





DIE AUTORIN

Silvana De Mari lebt mit ihrer Familie und einem riesigen Hund in der Nähe von Turin. Sie arbeitete als Ärztin in Italien und Afrika, bevor sie sich zur Psychotherapeutin ausbilden ließ. Nachdem sie schon kürzere Texte in Zeitschriften veröffentlicht hatte, landete sie mit ihrem ersten Kinderbuch »Der letzte Elf« einen sensationellen weltweiten Bestseller-Erfolg.

Von Silvana De Mari ist bei cbj erschienen:

»Der letzte Elf« (Band 1, 21952)

»Der letzte Ork« (Band 2, 22239)

»Die Rückkehr der Elfen« (Band 4, 13945)

Silvana De Mari

Der letzte Zauber

Aus dem Italienischen
von Barbara Kleiner





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra* für
dieses Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Dezember 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2008 Adriano Salani Editore S.p.A.
Die italienische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »Gli Ultimi Incantesimi«
bei Adriano Salani Editore S.p.A.

Aus dem Italienischen von Barbara Kleiner
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich

Umschlagillustration: F. B. Regös

MI - Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-22281-2

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Gewidmet unseren Kindern,
denen, die wir selbst zur Welt gebracht haben,
und jenen, die einfach da sind auf diesem Planeten,
die aber unser sind, weil wir uns bereit erklärt haben,
Verantwortung zu übernehmen für ihr Leben;
all jenen, die uns die Ehre erwiesen haben,
ihre Tränen stillen und sie wärmen zu dürfen,
wodurch wir uns Gott gleich fühlen durften
und Mut schöpfen konnten für die Stunde,
da wir dem Todesengel ins Antlitz schauen
und unser Herz stehen bleiben muss.*



»Es kann immer noch schlimmer kommen.«

Es kann immer noch schlimmer kommen. Das hat mein Vater immer gesagt. Er hat es unentwegt gesagt, aber ich vergesse es ständig wieder. Manchmal bin ich vergesslich und fange von Neuem an, auf etwas zu hoffen. Dann liege ich wieder einmal auf den Knien im Dreck, und da wird mir klar, dass ich schon wieder hingefallen bin. Ich habe vergessen, dass es immer noch schlimmer kommen kann. Verdammtnochmal«, sagte Inskay, der Zwerg. »Wenn ich sämtliche Hoffnungen, die ich je gehegt habe und die eine nach der anderen im Schweinetrog gelandet sind, wie Steinchen auf einer Straße aneinanderreihen wollte, ich würde damit bis ans Meer kommen«, setzte er trostlos hinzu.

Der andere Zwerg, mit dem er die Zelle teilte und der Gaukler gewesen war, bevor er gefangen genommen wurde, antwortete gleichmütig, fast heiter.

»Es stimmt, es könnte auch noch viel schlimmer kommen. Statt uns am Galgen zu hängen, könnte man uns in einen Käfig

sperrten und an der Stadtmauer aufhängen, in der Kälte und den Raubvögeln zum Fraß. Aber auch das Gute nimmt kein Ende«, entgegnete er gelassen. »Wenn du schon glaubst, alles gesehen zu haben, was es zu sehen gibt, alles bekommen zu haben, was dir zusteht, dann geht noch einmal die Sonne auf, ein neuer Morgen bricht an, und etwas noch nie Gesehenes ist zu bestaunen.«

»Das ist nett, wenn du anfängst, Blödsinn zu reden. Wirklich rührend.« Vor Erbitterung versagte Inskay die Stimme. »Das Herz hüpfte mir im Leibe wie die Glocken einer Kuhherde auf der Weide. Es ist rührend, wirklich, wie damals, als meine geliebte Omama mir ihre süßen Wiegenlieder vorsang, bevor bei mir zu Hause alle ermordet wurden, so wie alle, die etwas gegen die Zwangsarbeit hatten. Nur mein Bruder und ich sind am Leben geblieben, und man hat uns in die Bergwerke gesteckt. Mir würden ja vor Entzücken die Tränen kommen beim Gedanken an das Morgen, wenn wir da nicht in aller Frühe gehängt würden. Man wird uns nicht einmal zusammen hängen, sondern mich im Morgengrauen und dich am Nachmittag. Ob man das vielleicht umkehren könnte? Dir macht es doch nichts aus, etwas früher abzukratzen, stimmt's? Für solche wie dich ist das doch egal.«

Vielleicht hatte der andere keine Kinder. Vielleicht hatte er überhaupt keine Menschenseele auf der Welt außer den Läusen und den Zecken, die Inskay ihm in den zwei Monaten der gemeinsamen Haft in der Zelle abgetreten hatte. Den anderen quälte offenbar nicht der Gedanke, eine geliebte Tochter, fast noch ein Kind, zurückzulassen bei einer stumpfsinnigen Mutter. In einer Welt voller Wölfe, Orks und Menschen, die derart verkommen waren, dass sie den Stamm der Zwerge zu einem Volk von Sklaven gemacht hatten, mit einer einzigen Zukunftsaussicht: sich in ein Volk von Toten zu verwandeln.

»Ist unsere Hinrichtung schon morgen?« Der Gaukler lächelte vergnügt. »Nun, das ist auf jeden Fall etwas Neues, etwas noch nie Gesehenes. Wir wollen uns das anschauen. Wenn man gehenkt wird, sollte man besser gut vorbereitet sein, damit der Strang sich dann um einen Hals legt, der schön glatt und gebogen ist wie ein Haken«, setzte er mit blöder Heiterkeit hinzu.

Inskay verlor die Fassung.

»Verdammtnochmal«, fluchte er wütend. »Überhaupt nichts werden wir uns anschauen«, widersprach er. »Und hör auf, Unsinn zu reden. Wir bekommen eine Kapuze über den Kopf gezogen und einen Knebel in den Mund, um die Zunge festzuhalten, damit wir nichts mehr sagen können Der Richter liebt keine Reden unter dem Galgen.« Inskays Stimme bebte vor Wut. Selbst die wenigen wackeligen Zähne, die ihm geblieben waren, bebten. »Eine hübsche Kapuze über den Kopf und ein schmackhaftes Stück Holz in den Mund, hinten recht stramm festgebunden«, wiederholte er langsam, die Worte einzeln betonend, um zu vermeiden, dass er im Eifer mit der Zunge gegen das wunde Zahnfleisch stieß.

Er war ein guter Kerl, der Gaukler, wirklich ein guter Kerl. Inskay konnte sie gar nicht mehr aufzählen, die vielen Gefälligkeiten, die er ihm bereits schuldig war. Doch es gab Augenblicke, da ertrug er diese unentwegten honigsüßen Witzeleien nicht mehr, mit denen er seine Reden würzte. »Wir werden nicht einmal mehr ein Gesicht haben, denn ein verhülltes Gesicht ist so gut wie gar keins. Wir werden ein Stück Holz im Mund haben, in das schon andere hineingebissen haben. Mit der Zunge werden wir die Stelle fühlen, wo sich die Schneidezähne der anderen eingegraben haben, während sich die Schlinge um ihren Hals zuzog und ihnen die Luft wegblieb. Wir werden den Geschmack ihres Speichels spüren. Wir werden den Geschmack

von Blut spüren und nicht wissen, ob es unseres ist oder ihres. Unter der Kapuze werden wir den Schweiß derer riechen, die vor uns darunter gestorben sind. Wenn man Angst hat, riecht der Schweiß besonders scharf. Der Gestank unter diesen Kapuzen muss mörderisch sein, vielleicht bringt der allein uns schon um, ohne dass man uns dann noch hängen muss. Diese verfluchten Henker machen nicht einmal ordentliche Knoten. Das ist dann kein scharfer Ruck, dass du gleich hin bist. Es erwürgt einen so nach und nach. Es dauert ewig, bis man stirbt. Man kriegt keine Luft mehr, man strampelt noch ein bisschen und dann noch ein bisschen, und dann vielleicht, wenn alles gut geht, haucht man endlich seine Seele aus. Die Schwereren schaffen es eher. Wir sind Zwerge, wir sind leicht. Wir werden ewig brauchen, eingehüllt in den Gestank eines anderen und im Mund den Geschmack seines blutigen Speichels. Wir können von Glück sagen, wenn wir kotzen müssen, mit dem Knebel im Mund erstickten wir dann wenigstens.«

Inskay verstummte plötzlich. Er hätte sich in die Zunge beißen können für das, was er gesagt hatte, wenn ihm nur die Zähne nicht so wehgetan hätten. Er musste dem Gaukler doch keine Angst einjagen. Wozu denn? Wenn es ihm gelang, sich mit seiner Zweigroschenphilosophie etwas Mut zu machen, warum sollte er ihm das kaputt machen? Wenn diese abgeschmackten Reimereien für ihn zu etwas gut waren, warum sollte er sie ihm nicht lassen? Tatsache war, dass er außer sich war vor Wut darüber, dass er sterben musste, dass er in dieser Zelle steckte, dass er so dumm gewesen war, sich schnappen zu lassen, so dass er seine Tochter und seine Leute jetzt nicht mehr schützen konnte. Er wollte leben. Viele Jahre noch, Jahrzehnte. Nun blieb ihm nur die Wut darüber, sterben zu müssen. Alle wollten weiterleben, selbst die, die bloß ein Leben voller Elend und

Zwangsarbeit in den Bergwerken gekannt hatten. Er hatte noch mehr gehabt: eine Ehe, die der Zwangsarbeit in den Bergwerken gleichkam, aber auch eine Tochter. Er hatte diese entsetzliche Schreckschraube von abscheulicher Schwiegermutter mit ihrer gesamten Sippe ertragen müssen, aber seine Tochter wog das mehr als auf. Stolz gemacht hatte ihn die Erkenntnis, dass Kämpfen möglich war und dass es besser war als ein langsames Dahinsiechen im Sklavendasein. Er war stolz darauf gewesen, seinen Leuten das nahezubringen. Das alles war aber kein Grund, auf den Gaukler loszugehen. Doch sobald der andere den Mund wieder aufmachte, packte Inskay erneut die Erbitterung.

»Kennst du die Geschichte vom Zwerg und dem Truthahn?«, fragte der Gaukler. Er wartete Inskays Antwort nicht ab und fuhr begeistert fort: »Nun denn, da war ein Zwerg, der wollte einen Truthahn verkaufen. Gewöhnlich war es die Frau, die auf den Markt ging, aber die Frau sollte ein Kind bekommen, also ging der Mann auf den Markt. Aber es ist das erste Mal, und er weiß nicht, wie viel ein Truthahn wert ist. Er hatte vergessen, seine Frau danach zu fragen, er weiß, dass sie in den Wehen liegt, die Hebamme ist da, und er hat es vergessen. Also geht er auf den Markt, und da er nicht weiß, wie viel er verlangen kann, hält er Ausschau nach jemandem, der auch Geflügel verkauft. Niemand verkauft Truthähne, aber da ist ein Alter, der Nachtigallen verkauft. Ein winziger Käfig mit einer Nachtigall darin kostet drei Soldi. Endlich kommt eine alte Frau daher und fragt ihn, was der Truthahn kostet. ›Drei Taler‹, sagt der Zwerg. ›Drei Taler ein Truthahn? Das ist ja verrückt!‹, antwortet die Alte. Der Zwerg zeigt auf die kleine Nachtigall seines Nachbarn und dann auf seinen großen Truthahn. ›Mein Truthahn ist hundert Mal so groß wie die Nachtigall, da ist es nur recht und billig, dass er auch hundert Mal so viel kostet‹, sagt er. ›Aber die Nachtigall

kann singen«, bemerkte die Alte. »Mein Truthahn kann denken«, erwiderte der Zwerg.«

»Ich könnte mich ausschütten vor Lachen«, erwiderte Inskay erbost. Es gab nur wenig, was er so sehr verabscheute wie die Geschichte vom Zwerg und dem Truthahn, eine der vielen Geschichten, die davon ausgingen, dass Zwerge geldgierig und zugleich dumm waren. Doch gleich darauf bereute Inskay seinen Ausbruch. Was hätte es ihn gekostet zu lachen? Wenigstens dieses letzte Mal.

Inskay schaute sich um.

Die Zelle war schmal und hoch. Die Bodenfläche war zu klein, als dass ein Mensch oder auch nur ein Herr vom Volk der Zwerge sich darauf hätte ausstrecken können. Man musste sitzen. Auf halber Höhe des Raums war für den zweiten Gefangenen ein Hängeboden angebracht, der also athletische Fähigkeiten mitbringen musste, da von einer Leiter weit und breit keine Spur war. Noch weiter oben war unter einer kleinen Luke ein weiterer Boden eingezogen. Da stand der Nachttopf, dessen Benutzung demnach nicht nur athletische, sondern akrobatische Fähigkeiten erforderte. Das Gefäß wurde alle drei Tage durch die besagte Luke geleert, durch die die Wachsoldaten auch das Essen hereinreichten, das ebenfalls, um keine Verwirrung aufkommen zu lassen, einmal alle drei Tage kam. Es gab auch ein Fenster, das war so hoch und schmal, dass es eher wie eine Schießscharte aussah. Die Zellentür war zweigeteilt: Der untere Teil war sehr niedrig, sodass sogar sie auf allen vieren kriechen mussten, um raus- und reinzukommen, wenn sie zu den Verhören geholt wurden. Nur wenn sie sich weigerten mitzugehen, wurde die Tür vollständig geöffnet, damit die Wachsoldaten hereinkommen und sie mit Gewalt hinausschleifen konnten, in der Regel, nachdem sie ihnen jede Lust zu Späßen ausgetrieben hatten.

Ohne den Gaukler, der seine Wasserration dafür verwendete, ihm nach den Verhören die Verletzungen und Brandwunden auszuwaschen, wenn er selbst nicht imstande war, sich zu rühren, und der bis zum Nachttopf hinaufkletterte, um ihn ihm zu holen, wäre Inskay nichts anderes übrig geblieben, als sich in die Kleider zu machen und damit auch noch den letzten Rest an Würde einzubüßen, der ihm nach der Zwangsarbeit und der Folter noch geblieben war.

Inskay hasste alles Hohe und Schmale. Diese hohen Wände ohne Leitern waren was für Spinnen. Er hatte sie auch vor seiner Gefangennahme schon gehasst, als seine Knochen noch alle heil waren und sein Körper ihm nirgends wehtat.

Es hieß, die Zwerge stammten ursprünglich aus einer Gegend unweit von Alyil, einer Hochebene, dicht bewachsen mit Eichenwäldern, dazwischen große Lichtungen über einem ausgedehnten Netz von Stollen der verschiedenen Bergwerke. Eine ehrbare Welt in der Horizontalen.

Alyil, die Falkenstadt, war ganz in die Höhe ausgerichtet. Mit ihren Mauern aus Granit und ihren Dächern aus Holz und Schilf erhob sie sich hoch über die ganze umliegende Menschenwelt.

Der Raum, beziehungsweise der Mangel daran, und die Schwerkraft, beziehungsweise deren übermäßige Wirksamkeit, waren die beiden Probleme, mit denen die Stadt sich seit ihrer Gründung herumschlug, seit jenen Zeiten, als alles gut ging, in ferner, ferner Vergangenheit. In Alyil lebte man sozusagen übereinander. Eingeschlossen von den schwindelerregend hohen Stadtmauern, ragten die schmalen Häuser hoch auf, regelrechte Türme aus unzähligen übereinander geschichteten Stockwerken, teils zusammengeflocht mit nachträglich hinzugefügten Teilen, was an den unterschiedlichen Steinen zu erkennen war

und an den verschiedenen großen Öffnungen der Bogenfenster. Die Treppen waren schmal und steil und außen an die Hauswände geklebt, um Platz zu sparen, spiralförmige Wendeltreppen, leicht und gemustert wie Libellenflügel und verflucht glitschig bei Nebel, Regen, Nieselregen, Schnee, Eisregen, Hagel, Raureif oder Tau, das heißt immer, mit Ausnahme vielleicht von ein paar Tagen im Hochsommer. Es gab keinerlei Handlauf, vielleicht um Holz zu sparen und die Leichtigkeit des Ganzen zu unterstreichen. Die Stadt war vor etlichen Jahrhunderten von den Elfen erbaut worden. Offenbar hatten sie ihren Spaß daran, wie die Heuschrecken ihre verfluchten Treppen hinauf und herunter zu hüpfen. Die Menschen, die sie ausgerottet hatten und ihnen als Bewohner nachfolgten, waren weniger gut im Hüpfen und fluchten mehr.

Wie alle Zwerge war Inskay überaus beweglich, aber wie alle Zwerge hatte er Alyil schon immer mit jedem seiner wenigen Zoll Körpergröße und mit der ganzen Inbrunst des Deportierten gehasst.

Er fragte sich, ob Elfen sich gegenseitig ins Gefängnis steckten und ob diese verfluchten schmalen Zellen ihre Erfindung waren. Vielleicht hingen Ihre elfischen Hoheiten ja unter der Decke wie Fledermäuse. Vermutlich vergnügten die Elfen sich damit, schwebend ihre Pirouetten zu drehen bis zum Pisspott hinauf, wenn Elfen den denn überhaupt benötigten.

Es hieß, sie bestünden aus Luft und ernährten sich auch davon.

»Ich habe mich gerade gefragt, ob die Henker nach Leistung bezahlt werden oder ob sie ein festes Einkommen haben. Ein glatt abgeschlagener Kopf bringt einen Soldo in den Topf«, sumnte der Gaukler.

Einen Augenblick lang verspürte Inskay Lust, ihn umzubrin-

gen, aber es fehlte ihm die Energie dazu, und dann bestand auch kein Grund, den Henkern ihre Arbeit abzunehmen. »Das ist zweifellos eine wesentliche Frage«, pflichtete er bei. »Wie könnten wir sterben, ohne das zu wissen? Wenn wir nicht das Holzstück im Mund hätten, könnten wir ihn ja morgen danach fragen.«

»Wir könnten *sie* morgen danach fragen. Ich bin mir sicher, sie werden zu mehreren sein. Daher muss es richtig heißen: ›Wir könnten *sie* danach fragen.«

»Jetzt wo ich es weiß, geht's mir besser«, platzte Inskay heraus. »Stört es dich, wenn ich weiter von meinem Tod rede? Entschuldige, aber weißt du, das ist ein Thema, das mich fasziniert. Als ich klein war, musste ich immer die Klamotten von meinen älteren Geschwistern auftragen. Ich war die Nummer elf. Die Schuhe, wenn es überhaupt welche gab, stammten immer von einem meiner größeren Brüder. Die Axt war die von meinem Urgroßvater, der Pickel vom Großonkel meiner Frau, ein ganz widerwärtiger Pickel, dass wir uns verstehen. Alles, was aus dieser Familie kam, war von Motten zerfressen, muffig, schäbig, schief und unnütz. Ich wäre daher lieber für mich gestorben, mit einem Strang für mich allein. Und mit einer frischen Kapuze.«

»Das gibt es nur für Könige.«

»Zum Teufel auch! Sie sollten das immer so machen. Schließlich stirbt man nur einmal. Auch ein Wicht.«

»Wir sind keine Wichte.«

»Ja, ich weiß, du hast es mir erklärt. Ich bin Inskay, du bist der Gaukler, und wir sind Herren vom Volk der Zwerge. Aber die Zeiten, als man mich ›Wicht‹ nannte, waren mir lieber, denn da war ich noch frei. Wenn ich den Henker daran erinnere, dass ich Inskay, Herr der Zwerge bin, gibt man mir dann eine frische Kapuze?«

»Ich habe es dir schon gesagt, das gibt es nur für Könige. Es ist aber gar nicht so wichtig. Nicht einmal der Tod ist so wichtig.«

»Lass mich raten, Gaukler, stört es dich, wenn ich dich Gaukler nenne? Nein? Ich möchte nicht im letzten Moment noch jemanden beleidigen.«

»Du beleidigst mich nicht. Ich bin der Gaukler. Ich mag diesen Namen, ich will gar keinen anderen.«

»Lass mich raten, jetzt erklärst du mir, was der Tod ist, und sagst mir, der Tod sei eine sympathische Angelegenheit. Und in der Tat, es ist ja durchaus höflich, dass man uns aufhängt, und am Ende stellt sich heraus, dass man es aus Sympathie für uns tut. Der Tod ist überhaupt nicht hässlich, um Himmels willen. Es stimmt nicht, dass danach nichts ist, wie wenn man ein Schwein aufisst oder einen Wurf Katzen oder Welpen ersäuft, weil man nicht weiß, wohin damit. Es stimmt auch nicht, dass es dort scheußlich ist, eine Zelle schlimmer als die hier oder auch ein bisschen besser, das Gute hat nie ein Ende, ein finsterner Ort, wo Teufel dich wie einen Kapaun auf einen Speiß stecken. Also, wie lautet deine Antwort? Tod heißt, dass wir dorthin zurückkehren, von wo wir gekommen sind? Licht und Rosenknospen, Milch und Honig? Sicher, warum nicht? Aber sag mir eins: Wenn es dort so schön ist, warum warten wir dann so lang, bis wir dorthin gehen? Wenn es dort so herrlich war, warum sind wir überhaupt von dort weggegangen? Wozu war das gut? Wozu war ich gut? Wozu ist es gut, dass ich morgen sterbe?«

»Wozu ist es gut, dass ich morgen sterbe.«

»Wozu ist es gut, dass ich morgen sterbe?«

»Genau, so ist es richtig. Wozu ist es gut, dass ich morgen sterbe.«

lich so schlimm und schwerwiegend, wenn ich mir am Vorabend meiner Hinrichtung erlaube, deinen Sprachunterricht zu vergessen?»

»Auch meinen Logikunterricht. Wenn die Vorstellung zu sterben dich so sehr stört, dann bedeutet das doch, dass Geborenwerden und Leben einen Sinn gehabt haben. Wenn nicht, müsste Sterben doch eine Befreiung sein, selbst mit einer Kapuze, die nach dem Angstschweiß eines anderen stinkt. Sich über das Leben zu beklagen und gleichzeitig über sein Ende, das wäre ein unverzeihlicher Fehler. Wir vergeuden das wenige Gute, das möglich ist. Ich kann nicht erreichen, dass du einen neuen Strick bekommst, nicht, dass man dich verschont, ich weiß nicht, ob es dort Rosenknospen gibt oder rein gar nichts. Ich habe keine Ahnung, aber wenn du willst, können wir die Nacht hindurch weitermachen mit unserem Unterricht, so vergeuden wir wenigstens nicht das bisschen Zeit, das uns noch gegeben ist. Du wirst nicht sterben wie ein Herrscher, aber du besitzt eine königliche Sprache und ebensolche Gedanken. Wie ein König sprechen zu können, ist fast, wie ein König zu sein.«

Einen Augenblick lang war Inskay sprachlos. Seine Wut stand fühlbar im Raum. Der Gaukler war unerträglich, von einer Un-erträglichkeit, die sich als Weisheit tarnte. Es war kein Widerspruch, einem Leben nachzutruern, in dessen Verlauf man um das bloße Existenzrecht hatte kämpfen müssen. Die Wut darüber, dass einem nicht einmal dieses elementare Recht eingeräumt worden war, verringerte den Wunsch zu leben keineswegs.

Dann beruhigte er sich.

Der Gaukler war schon seltsam, aber er war und blieb doch ein harmloser armer Kerl. Der Verwaltungsrichter und seine

Henkersknechte waren verantwortlich für Inskays Wut, gegen sie musste er sie richten.

Der Gaukler lächelte.

»Erzähl mir deine Geschichte«, bat er.

»Und was liegt dir daran?«

»Viel. Sehr viel, wenn ich es recht bedenke. Es wäre mir eine Ehre, sie zu kennen. Nein wirklich, ich würde es als ausgemachte Ungerechtigkeit empfinden, aufs Galgengerüst zu steigen, ohne deine Geschichte zu kennen.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, antwortete Inskay.

»Woher kommst du?«

»Das fragt man nicht. Wir waren zwei Monate in dieser Zelle zusammen, du hast meine Wunden gepflegt, du hast mich gefüttert, wenn ich mich vor Schmerzen kaum rühren konnte, ohne dich hätten mich die Ratten bei lebendigem Leib aufgefressen, aber woher ich bin, das sage ich niemandem, selbst im Augenblick des Todes nicht, ja, dann erst recht nicht. Mich haben sie geschnappt, weil einer von meinen Leuten geredet hat, und das kann er nur unter der Folter getan haben. Zu dir habe ich Vertrauen, aber wenn jemand auf die Idee kommt, du könntest etwas von mir wissen, und wenn jemand es aus dir herauspresst, dann wären meine Leute in Gefahr, verstehst du? Der Verwaltungsrichter kennt bei Ungehorsam keinen Pardon, und sein Zorn erstreckt sich auf die Angehörigen ersten und zweiten Grades des Ungehorsamen. Wenn ich Urgroßvater wäre, würden meine Urenkel vielleicht verschont bleiben. Wenn ich noch einen Urgroßvater hätte, so würde der wahrscheinlich auch verschont bleiben. Alle anderen aber trifft es. Sie sind mit mir zum Tode verurteilt. Sagen wir, ich komme von irgendwo auf der Welt. Erzähl mir deine Geschichte, wenn du willst, aber nur, wenn du keine Verwandten hast. Sonst lass es bleiben. Ich kann

dir versichern, dass ihre Folterknechte ausgesprochen überzeugend sind. Ich habe den Mund gehalten, was meine Angelegenheiten betrifft. Ich kann nicht garantieren, dass mir das auch mit den Angelegenheiten anderer gelingt. Führe mich also nicht in Versuchung, erzähle mir nichts, was sie nicht ohnehin schon wissen.«

Inskay gab sich Mühe, seiner Stimme Festigkeit zu verleihen. Er musste an den denken, der ihn verraten hatte, den Einzigen, der sein Versteck kannte, den Einzigen, der die entsprechenden Hinweise geben konnte. Er war zwei Monate vor ihm gefangen genommen, wenige Tage vor seiner Festnahme hingerichtet worden, und es war nicht einfach »einer von seinen Leuten«, sondern es war sein Bruder gewesen, der einzige jüngere Bruder und der Einzige, der bis in diese finsternen Zeiten überlebt hatte. Von seinen Geschwistern war niemand mehr am Leben. Dank des Verwaltungsrichters hatte sich Inskays Traum aus seinen Kindertagen erfüllt, da hatte er sich gewünscht, einziges Kind zu sein.

Der Gaukler seufzte. »Ich bringe niemanden in Gefahr. Ich bin der Letzte meiner Familie und aus meinem Dorf. Ich weiß den Namen meiner Eltern nicht mehr; manchmal denke ich, ich bin unter einem Pilz aus der Erde geschossen, wie im Märchen. Ich habe keine Freunde. Seit meiner Kindheit gehöre ich dem Verwaltungsrichter. Ich wurde ihm geschenkt, als ich drei Jahre alt war und er fünfzehn. Aber ich erinnere mich ein wenig an das Dorf, aus dem ich komme. Ich bin zwischen den Sümpfen von Yukon und den Salzbergwerken auf die Welt gekommen, kennst du die Gegend?«, fragte er.

»Ich war noch nie dort, aber ich weiß, wovon du sprichst. Mein Vater war aus der Gegend. Er hat mir davon erzählt. Unter allen Arten von Bergwerken sind die Salzstollen die schön-

ten, noch besser als Diamantgruben, wo es nur ab und zu glänzt. Salzbergwerke wirken wie in Licht gehauen: Es genügt der Schein einer Fackel und alles funkelt und glänzt. Man wird nicht blind wie in den Schwefelgruben, wo die Dämpfe einem früher oder später die Augen ruinieren. Man ist nicht in Gefahr zu verbrennen oder zu ersticken wie in den Kohlegruben, ganz zu schweigen von Blei oder Quecksilber, dessen Dämpfe, schon allein wenn man sich täglich in der Nähe aufhält, alles Leben in einem ersticken, einen zu einem wandelnden Toten machen und die Kinder im Mutterleib töten«, erwiderte Inskay.

»Ja, das stimmt!«, bestätigte der Gaukler. »Salzbergwerke sind die schönsten Bergwerke der Welt. Es ist auch schön, darin zu leben. Sie sind nicht so tief, man braucht keine Einstürze zu befürchten, im Winter halten sie die Wärme und im Sommer sind sie kühl und trocken. Und von allen Dingen, die man in Bergwerken finden kann, ist das Salz im Grunde das Wichtigste und Angenehmste. Ohne Salz kommt man nicht durch den Winter. An die Bergwerke erinnere ich mich. Man war nicht den ganzen Tag in der Grube.«

»Stimmt! Richtig!«, rief Inskay; er wusste es aus den Erzählungen der Älteren. Der Gaukler war älter als er und kannte eine Epoche, die ihm selbst unbekannt war. »Mein Vater hat mir das auch erzählt.«

»Am frühen Nachmittag kam man heraus, es war noch Zeit zum Jagen und Fischen. Nachts schliefen wir in unserem Dorf, unter freiem Himmel, nachdem wir zuvor am Feuer gemeinsam etwas gegessen und miteinander geplaudert hatten. Morgens ging man in aller Ruhe hinunter. Zuerst ging man am Bach Wasser holen für den Tee. Der wurde auf Feuern am Eingang zum Stollen gemacht, gleichzeitig etwas Fladenbrot dazu geröstet, so dass man mit vollem Magen hinunterging. Das war schön. Ich

war klein, zwei oder drei Jahre alt, aber ich kann mich noch erinnern.«

»Sag, weißt du, warum es jetzt Zwangsarbeit gibt?«, fragte Inskay. »Weißt du, was sie mit dem ganzen Salz anfangen? Und was sie mit all dem Eisen und der Kohle aus den Bergwerken im Norden machen? Nicht einmal wenn man sämtliche Straßen der Menschenwelt pflastern wollte, bräuchte man so viel davon, und selbst wenn es eine Straße von hier bis auf den Mond gäbe und sie aus Salz, Eisen und Kohle wäre, bräuchte man nicht so viel. Ich weiß es. Ich habe mich das mein Leben lang gefragt und schließlich habe ich es herausgefunden.«

»Wirklich?«, fragte der Gaukler erstaunt und voller Bewunderung. »Wirklich? Niemand weiß das.«

»Es ist für die Orks«, stieß Inskay triumphierend hervor.

»Die Orks?« Der Gaukler riss seine naiven Kinderaugen weit auf. »Und was haben die Orks mit all dem zu tun?«

»Die Orks rüsten sich für ihren Krieg. Das Salz ist für die Schweine, ohne Verpflegung kann man kein Heer in Bewegung setzen, und gepökelttes Schweinefleisch ist die ideale Verpflegung. Ich habe sie gesehen, weißt du? Vor sechs Monaten. Ich war wieder einmal auf der Flucht und kam zum Geborstenen Berg oberhalb der Ebene der Orks. Es hat mir den Atem verschlagen. Da waren so viel Schweine, mehr als Sterne am Himmel, mehr als Blumen im Frühling. Alles voll bis an den Horizont. Der schönste Anblick, den man sich nur erträumen kann. Als ich das sah, sagte ich mir, dass man damit ein Heer satt kriegen könnte. Ich habe das nur so dahingedacht, nur um auszudrücken, dass es viele waren, aber noch während ich das dachte, wurde mir klar, dass es stimmte. Wenn die Schweine für die Menschen sind, warum sie dann von allen fernhalten und alle auf einem Haufen? Als ich begriff, wozu sie ihnen dienten, hat

es mir die Kehle zugeschnürt. Die werden bald wieder angreifen. Eisen und Kohle sind für ihre Waffenschmiede, für Rüstungen und Waffen.«

»Aber was bedeutet das?«, fragte der Gaukler. Er war nun ernst. Wenn er ernst war, war er erträglich. Er bekam dadurch einen fast intelligenten Gesichtsausdruck.

»Die Orks rüsten auf und bewaffnen sich. Wir verkaufen Salz, Eisen und Kohle an die Orks und die bewaffnen sich«, sagte Inskay langsam, jede Silbe einzeln betonend, damit kein Zweifel bleiben konnte, was er da sagte, jedes Missverständnis auszuschließen war.

»Du und ich, wir verkaufen nichts an niemand nicht. Wir haben nie etwas besessen und nie etwas verkauft«, lachte der Gaukler regelrecht glücklich. Der Anschein von Intelligenz war wieder verschwunden, verdampft wie ein Tröpfchen Wasser in der Sonne.

Inskay seufzte. Je länger er darüber nachdachte, desto deutlicher wurde ihm, wie schön es wäre, einen normalen Zellengenossen zu haben. Ein Normaler hätte ihm womöglich das Brot gestohlen, wenn er nach den Verhören halbtot am Boden lag, aber er hätte geweint und geflucht wie er, und sie hätten es gemeinsam tun können.

»Mit ›wir‹ meine ich alle, die zur Welt der Menschen gehören«, erläuterte Inskay geduldig.

»Wir sind keine Menschen«, wandte der Gaukler ein. »Wir sind kleine Zwergelein, wir sammeln Steinelein, wir sind ganz Kleine und machen gerne Reime.«

»Warum willst du immer versuchen, einen zum Lachen zu bringen?«, brüllte Inskay. Das dämmliche Lächeln des anderen erlosch.

»Zum Lachen bringen ist eine Gabe«, rechtfertigte er sich be-

schämt. »Lachen macht uns stark. Auch der Schmerz wird weniger, wenn einer lacht.«

Inskay schüttelte den Kopf.

»Nein, nicht immer. Wenn man im falschen Augenblick versucht, einen zum Lachen zu bringen, wenn einer verzweifelt ist oder etwas Wichtiges zu sagen versucht, dann ist das, als würde man ihm in die Suppe spucken.«

Der Gaukler zuckte zusammen. »Das ist ein böser Vergleich«, setzte er sich empört zur Wehr. Inskay breitete die Arme aus.

Der Gaukler schüttelte den Kopf. »Ist gut. In Zukunft werde ich versuchen, daran zu denken. Es bleibt mir nicht viel Zukunft, das sollte mir gelingen«, setzte er hinzu, plötzlich wieder ernst.

Vielleicht waren seine albernen Witze und seine verdammte Leidenschaft für Verse und Reime nicht einmal seine Schuld. Das musste eine Art Berufskrankheit sein. Wer in den Bergwerken die Picke schwang, der bekam dicke, harte Arme und Hände, so rau wie Baumrinde; wer Gaukler war, dessen Hirn war für immer verdorben von der Notwendigkeit, ständig Witze zu machen, am besten in Versen und Reimen.

Diesmal lächelte Inskay wirklich.

»Es stimmt, wir sind keine Menschen«, entgegnete er sanft, »aber wir sind Teil ihrer Welt. Wie ist es möglich, dass wir verkaufen, was zu unserer Vernichtung dient? Die Orks packen ihr gepökelttes Schweinefleisch in ihre Rucksäcke und ziehen gegen uns in den Krieg, mit Äxten und Harnischen, die aus unserem Eisen gemacht sind, geschmiedet über Feuern mit Kohle aus unseren Bergwerken.«

»Wenn das stimmt, was du sagst, dann bedeutet es, dass der Verwaltungsrichter auf ihrer Seite ist. Es ist die einzige Erklärung dafür. Er ist überzeugt, dass sie früher oder später siegen



Silvana De Mari

Der letzte Zauber

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-22281-2

cbj

Erscheinungstermin: November 2011

Eine zauberhafte Geschichte, liebevoll, charmant und humorvoll erzählt

Seit dem Tod des letzten Elfs lebt Witwe Rosalba mit ihren drei Kindern am Hof von Daligar. Als Sohn Joss eines Tages entdeckt, dass er mit den Gedanken von Zwergkönig Inskay verbunden ist, erfährt er Schreckliches: Die Orks haben das Zwergenvolk verklavt, um sie in ihren Quecksilberminen schuftten zu lassen! Dahinter steckt ein dunkles Geheimnis: Die Frauen der Orks werden von Geburt an mit einem Quecksilberzauber belegt, der sie zu willfähigen Sklavinnen macht ... Rosalba und Rankstrail beschließen, die Zwerge zu retten und den Zauber zu brechen. Dabei gelingt auch den drei Ork-Prinzessinnen die Flucht – und die Orks sinnen auf bittere Rache!

 [Der Titel im Katalog](#)